



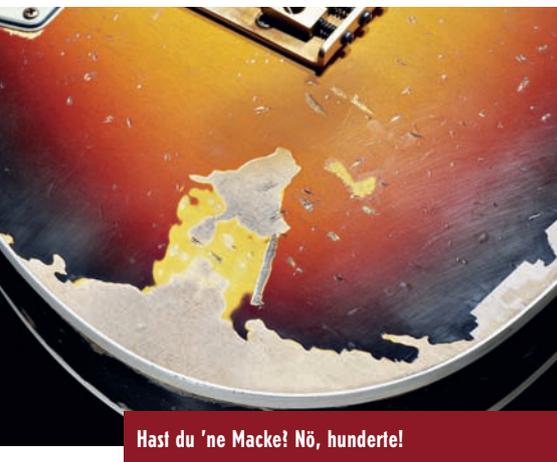
Arne Frank ist bekennender Gitarren-Nerd, Journalist und als Sound-Experte und Techniker bei www.getyourtone.de tätig

Da steckt noch mehr drin!

Wir Musiker sind immer auf der Suche – nach dem fettesten Riff, dem coolsten Lick und dem gewaltigsten Sound. Da wird ständig neues Zeug angeschafft und wieder vercheckt. Manche sind dabei so schnell, dass sie gar nicht dazu kommen, ihr Equipment richtig einzuspielen. Sehr schade, denn dabei bleibt viel Sound-Potenzial unentdeckt ...

♥ Einspielen, die Zweite – äh, ja, sind wir schon in der Rückrunde? Gewissermaßen, aber der Punktstand ist noch unklar. Denn so leid es mir tut, liebe Bundesligafreunde, es geht hier nicht um leicht rechnerisch erfassbare Dinge wie Tore und Tabellenplätze. In der letzten Folge hatten wir vielmehr einige Hintergründe beleuchtet, die dazu führen können, dass ein Instrument umso besser klingt, je intensiver es genutzt und bespielt wird. („Gilt das eigentlich auch für meinen Lieblingsfußball?“ So, jetzt aber raus hier – und ab in die Sportredaktion! Kann man denn hier nicht mal in Ruhe arbeiten ...)

Wo waren wir stehen geblieben? Ach ja, das Einspielen. Bei einigen Komponenten unseres musikalischen Equipments erscheint uns der Prozess des Einspielens, Kennenlernens, An-einandergewöhnens, Zusammenwachsens – oder wie immer man es nun nennen möchte – noch einigermaßen einleuchtend. Nehmen wir erstmals eine neue Gitarre zur Hand oder einen unbekannteren Verstärker in Betrieb, fallen uns in der Regel zunächst die Punkte auf, die das Gerät von unserer gewohnten Lieblingsaxt oder unserem vertrauten Amp unterscheiden.



Hast du 'ne Macke! Nö, hunderte!



Vorsicht mit dem tiefen „C“

Erst nach und nach entdecken wir dann, was das ungewohnte Modell zu bieten hat – oder welche Schrulligkeiten und Macken es mitbringt. Nach langem und intensivem Gebrauch verinnerlichen wir schließlich die Eigenheiten unseres Instrumentariums und gehen damit völlig selbstverständlich um, ohne groß darüber nachzudenken. Wir vermeiden zum Beispiel beim Solieren den Deadspot auf der D-Saite und wechseln elegant die Lage, geben dem hakelnden Vibratohebel nach der „Sturzflug-Synchronisierung“ einen kurzen Aufwärtssruck, um die Stimmung wieder in die Spur zu bringen, oder spielen den Riff-Abschnitt auf der extra-dicken, Drop-C-gestimmten E-Saite besonders gefühlvoll, weil der Amp oder Lautsprecher sich dabei sonst immer verschluckt.

Die lieben Gewohnheiten

Wir umschiffen also unwillkürlich „gefährliche Gewässer“, bei denen der Sound sich nicht so

entfaltet, wie wir uns das eigentlich wünschen würden, oder der Ton einbrechen könnte. Dabei ist uns das häufig überhaupt nicht mehr bewusst. Wir merken nur noch: Das

Eigenheiten unseres Instrumentariums

Instrument oder die Anlage klingen immer besser! Dies jedoch in erster Linie, weil wir deren Unzulänglichkeiten kennen und meistern gelernt haben. Oder wie der neuerdings zu fragwürdigem TV-Ruhm gelangte Alice Cooper sagen würde: „Alles eine Frage der Technik.“

Habt ihr schon mal erlebt, dass ihr selbst beim Spielen über die Anlage eines Bekannten oder Band-Kollegen auf Anhieb nicht mal annähernd so gut geklungen habt wie der Besitzer derselben? Das hat viel mit dem eben

© PPVMEDIEN 2011



Ein kleiner Ruck, und die Stimmung steigt



Du sollst nicht begehren deines Nächsten Anlage

beschriebenen Gewöhnungsprozess zu tun. Aus demselben Grund ist es auch nicht unbedingt die allerbeste Idee, das frisch erworbene Equipment direkt beim nächsten Gig auszupacken. So fantastisch die neue Klampfe, der neue Amp

oder die neuen Effekte auch sein und klingen mögen: Das heißt noch lange nicht, dass wir damit auch in der stressigen Live-Situation zurecht kommen. Und auf Anhieb schon gar nicht.

Mag ja sein, dass die neue Box einen viel besseren Wirkungsgrad hat als die alte. Nur kann es allzu leicht passieren, dass ich damit eben den gewohnten, allmählich gewachsenen Bandsound-Mix effektiv aufmische und die mühsam erkämpfte Balance der „Einzelstimmen“ durcheinanderbringe. Sicher darf man sich diesbezüglich im Powerrock-Trio andere Freiheiten herausnehmen als in einer zwanzigköpfigen Bigband, die jedem einzelnen Mitspieler natürlich ein ganz anderes Maß an Selbst- und Sound-Disziplin abverlangt. Trotzdem sollten wir uns die grundlegende Problematik bewusst machen.

Das gewohnte Terrain zu verlassen, kann durchaus Vorteile mit sich bringen, muss es aber nicht. Ändern wir eine Klangkomponente, ändern wir automatisch auch etwas am größeren Ganzen. Kein Wunder also, dass die Kollegen auch im Proberaum meist eher misstrauische bis missmutige Mienen aufsetzen, wenn wir völlig begeistert mit einem brandneuen Spielzeug aufkreuzen. Sie ahnen schon: Jetzt heißt es wieder schrauben und fummeln, bis man sich und die anderen wieder einigermaßen deutlich hören kann, was ja für das

Zusammenspiel nicht ganz unwichtig sein soll. Hm, ihr habt das schon länger nicht gesehen, meint ihr? Na, dann denkt mal an die Gesichter eurer Freunde, als ihr ihnen zuletzt eure/-n neuen Lebensabschnittsgefährtin/-en vorgestellt habt. Die sahen höchstwahrscheinlich ganz ähnlich aus.

Tja, romantisch oder nicht, wir gehen jedenfalls auch mit unserem Instrumentarium eine gewisse Beziehung ein, die im Idealfall geradezu symbiotisch ausfallen kann. Und Beziehungen müssen nun mal wachsen und ein wenig reifen, damit aus der ersten Faszination für das Aufregende und Neue nicht irgendwann blanker Frust wird. Diese Kennenlernphase ist aber nur eine Seite des Phänomens, das man, in Ermangelung einer adäquaten Bezeichnung, gemeinhin „Einspielen“ nennt. Verlassen wir deshalb nun die emotional aufwühlende psycho-soziale Abteilung und richten unser Augenmerk wieder auf die kühle Technik.

Anziehungskräfte

Kühle Technik? Ha! Nee, war nur ein Trick, schließlich sind wir Gitarristen. Wer kann da bei der Technik schon cool, äh, kühl bleiben? Spätestens beim nächsten G.A.S.-Anfall („Gear Acquiring Syndrome“ – zu deutsch sinngemäß A.A.W., wie „Ausrüstungs-Anschaffungs-Wahn“) steigt das Fieberthermometer garantiert. Trotzdem lohnt es sich, zumindest gelegentlich mal einen kühlen Kopf zu bewahren. Sonst entgeht uns unter Umständen einiges, etwa beim Thema Saiten: Die meisten von uns kennen den Effekt „eingespielter“ Saiten. Okay, zugegeben, noch mehr von uns, die zu faul sind, öfter mal neue aufzuspannen, kennen erst recht den Effekt „ausgespielter“ (oder eher „totgespielter“) Saiten. Aber darum geht es diesmal nicht.

Zieht man einen taufrischen Satz typischer Roundwounds auf, präsentieren die Drähte anfänglich eine fast schon penetrante Brillanz, die sich jedoch nach relativ kurzer Spieldauer allmählich verflüchtigt. Die ausgeprägten Obertöne und die extreme Transparenz macht man sich gerne bei Aufnahmen im Studio zunutze. Außerdem hat man so jederzeit einen in sich stimmigen Saitensatz auf der Gitarre.

Die penetrante Brillanz neuer Saiten

Sollte mal eine Saite reißen, tauscht man sie durch eine ebenso frisch klingende aus, und die Konsistenz der Aufnahme bleibt gewahrt. Oder anders ausgedrückt: Die nachfolgend eingespielte Spur klingt wie die vorherige.

Die meisten mögen allerdings die metallische Schärfe und Überbetonung des Attacks packungsfrischer Saiten nicht sonderlich und finden erst nach einigen Stunden Spielzeit zu ihrem Sound, wenn die Saiten etwas bedeckter, ausgewogener und natürlicher, also „eingespielt“ klingen. Leider hält dieser



Irgendwo hier war er doch, der Turbo-Sound

klangliche Optimalzustand der Besaitung nicht unbegrenzt an. Denn einmal aufgespannte Saiten durchlaufen ihren Lebenszyklus, abhängig von der Häufigkeit und Intensität der Nutzung, gewissermaßen im Zeitraffer. Hart tourende Gitarristen beispielsweise wechseln die Saiten nicht selten nach jedem Auftritt, was selbst den Lebenszyklus der gemeinen Eintagsfliege unterbietet. Früher oder später

Allerlei Mythen und Gerüchte

sind die Drähte aber auf jeden Fall durchgespielt und schlichtweg am Ende.

Ähnlich verhält es sich auch mit einigen weiteren Teilen unseres Equipments. Allerdings dauert deren Einspielphase erheblich länger – die Phase des optimalen Sounds aber glücklicherweise ebenfalls. Welche Sound-Bauteile profitieren nun tatsächlich davon, wenn wir sie wie vorgesehen spielen und benutzen? Da kursieren so allerlei Mythen und Gerüchte, deshalb sehen wir uns die Sachlage etwas genauer an. Die

Auswirkungen auf die hölzerne Struktur eines Instruments sowie dessen Oberflächenversiegelung hatten wir bereits in der letzten Folge angesprochen.

Aber wie ist das eigentlich mit den Tonabnehmern? Verändern Magnete nicht auch ihre Eigenschaften, wenn sie altern, ihr Magnetfeld gestört ist oder sie durch andere magnetische Objekte (wie unsere Saiten zum Beispiel) angeregt werden?

Prinzipiell stimmt das, so lehrt es die Physik. Allerdings lassen sich die heute gebräuchlichen Permanentmagnete diesbezüglich nicht so leicht aus der Ruhe bringen. Die modernen Keramikmagnete auf Ferritbasis sind besonders resistent. Doch selbst die gängigen AlNiCo-Legierungen sind erstaunlich zäh und behalten ihre Magnetkraft (die übrigens früher mal in der Einheit „Gauss“ angegeben wurde) problemlos über lange Zeit. Das mag verblüffen, vor allem, wenn man die Werbebroschüren mancher Pickup-Hersteller für bare Münze nimmt.

Nun, um ein signifikantes Nachlassen der Magnetstärke messen zu können, müsste man schon geduldig ein paar Jahrzehnte warten. Und für die zu erwartende klangliche Veränderung dürfte dann auch noch der Alterungsprozess der übrigen Bauteile eine wichtige Rolle spielen. So weit, so gut: Zumindest das Spielen selbst stellt die Magnete also nicht ernsthaft auf die Probe.

Eher schon die mechanische

Einwirkung, etwa durch einen ernsthaften Sturz oder unter dem Einfluss starker elektromagnetischer Felder, kann eine partielle Demagnetisierung hervorrufen. Das sind übrigens schon zwei gute Gründe, warum man die Gitarre nicht unbedingt an den Verstärker beziehungsweise die Lautsprecherbox gelehnt abstellen sollte ...

Okay, das Instrument selbst wäre damit also durch- und eingespielt; wie sieht es nun mit dem Verstärker aus? Die stolzen Besitzer von Röhren-Amps greifen bereits nach dem Joker ... Genau, Röhren gehören – wie unsere Saiten – zu den verschleißfreudigen Bauteilen, die zunächst eine gewisse Einarbeitungszeit benötigen, um ihr Bestes zu geben und dann irgendwann schließlich rapide abzubauen.

Burn-in, Burn-out

Allerdings durchlaufen die allermeisten in Instrumentenverstärkern verwendeten Röhrentypen bereits vor der Auslieferung eine intensive „Burn-in-Prozedur“. Großhändler, die die Glaskolben hinsichtlich der mechanischen Ausführung und technischen Daten selektieren, um „Matched Sets“ anzubieten, sind ebenso wie die Verstärkerhersteller verständlicherweise sehr daran interessiert, möglichst wenig Ausfälle durch Röhrenversagen oder Mikrofonie zu riskieren.

Deshalb wird diesbezüglich bei den meisten Unternehmen der „Röhrenbranche“ einiger Aufwand betrieben, um Reklamationen und Warenrücklauf zu minimieren. Sofern man solche vorselektierten Röhren erwirbt, darf man folglich davon ausgehen, dass diese bereits einige Stunden unter Last gearbeitet und fehlerfrei funktioniert haben. Dennoch bestehen einige Gitarristen darauf, dass ihr Verstärker erst nach einigen Wochen (oder gar Monaten) Spielzeit richtig fett und warm klingt, wenn die Endstufenröhren wirklich richtig „eingespielt“ sind, also im Grunde bereits erste Verschleißerscheinungen zeigen und insbesondere im Höhenbereich etwas milder agieren.

Das ist nun in erster Linie Geschmacksache, und mir persönlich sind korrekt gematchte, frische Röhren mit guten Audioeigenschaften am liebsten. Sobald der Amp jedoch gar nicht mehr clean zu bekommen ist, merkwürdige tieffrequente Geräusche oder ohne äußeres Zutun Klangveränderungen oder Lautstärke-schwankungen auftreten, wird es höchste Zeit, an einen neuen Röhrensatz zu denken. Bei solchen Alarmzeichen steht der Amp nämlich kurz vor dem „Burn-Out“.



Selbstdisziplin versus Bigband-Berserker



© PPVMEDIEN 2011

Noch knackfrisch und doch bald Altmetall



Sixties-DeArmond – eingespielt oder nur gut abgehangen

Neben den Röhren gibt es außerdem noch ein weiteres wichtiges Glied in unserer Signalkette, das bei Benutzung deutlichen Veränderungen unterworfen ist, den eigentlichen „Schallwandler“: unseren Lautsprecher. Von außen unscheinbar, ist so ein Gitarren-Speaker genauer betrachtet ein recht komplexes Konstrukt aus unterschiedlichsten Materialien, die nur unter Zuhilfenahme spezieller Tricks überhaupt zusammenhalten.

Wandelbare Wandler

Am metallenen Lautsprecherkorb und dem Magneten sind auch im Einsatz kaum Veränderungen zu erwarten. (Gefährlicher ist da wiederum mechanische Einwirkung, etwa ein Sturz von der Bühne oder LKW-Rampe.) Auch an der Schwingspule sollte sich normalerweise nichts tun, zumindest solange man den Lautsprecher nicht einem Kurzschluss aussetzt oder überlastet, sprich: die Spule überhitzt.

Anders sieht dies allerdings bei der dünnen Membran und der umgebenden Befestigung

aus. Dieser Lautsprecherkonus, der im Gitarren-Amp-Bereich fast ausschließlich aus Pappe (höchst selten aus Aluminiumblech oder neuerdings auch aus einem Hanffasergemisch) besteht, verwandelt bekanntlich die Bewegungen der Schwingspule in Schall. So sind

Die Bauteile leiern nach und nach aus

Membran und Verklebung im Betrieb erheblichen mechanischen Belastungen ausgesetzt. Das hat wiederum zur Folge, dass diese Bauteile nach und nach ausleiern, und das merkt man der Wiedergabe deutlich an. Ein nagelneuer Lautsprecher kann anfangs häufig hart, straff und geradezu unpersönlich klingen – nicht gerade das, was man sich als Gitarrist von seinem Speaker erhofft. Mal ganz davon abgesehen, dass selbst identische Typen



Der Burn-in-Prozess nimmt das Einspielen vorweg



Vorselektiert für zuverlässige Funktion und guten Sound

ziemlich unterschiedlich klingen können, weil die Herstellung von Gitarren-Speakern leider eine ziemliche Exemplantreuung mit sich bringt, wie die Praxis zeigt.

In manchen Fällen ist die Diskrepanz zwischen einem werksfrischen und einem eingespielten Lautsprecher so drastisch, dass man einen technischen Fehler oder einen

Die Speaker „entspannen“ sich

anderen Speaker-Typ vermuten möchte. Dazu ein Beispiel aus der Werkstattpraxis: Nachdem er bei einem Bekannten dessen seit drei oder vier Jahren bespielte „Greenback“-4x12er gehört hat, bestellt sich ein Kunde für sein baugleiches 4x12“-Cabinet identische Celestion-G12M-Typen. Er wird gewarnt, dass er die neuen Speaker erst einspielen muss, was er offenbar geflissentlich überhört.

So fährt er dann also mit der neubestückten Box in den Proberaum, um sie tags darauf mit Zornesröte im Gesicht zurückzubringen – in der festen Überzeugung, da sei etwas kaputt oder man hätte die falschen Speaker eingebaut: keine Bässe, viel zu schrille Höhen. Der unmittelbare Werkstatt-Check mit Messgerät und anschließend gezücktem Akkuschauber führt ihm vor Augen, dass dem nicht so ist. Verbittert zieht der Kunde wieder davon, wobei er nicht mit wüsten Schmähungen spart.

Etwa acht Wochen später ruft er äußerst kleinlaut an und entschuldigt sich. Was ist zwischenzeitlich passiert? Nun, nachdem er die Box eine Zeit lang im Proberaum richtig rangenommen hat, „entspannen“ sich allmählich die Speaker und – Welch wundersame Verwandlung – entfalten nun ihren eigentlichen, viel geliebten Klangcharakter. Seitdem spielt unser Kandidat übrigens keine andere

Box mehr. Da viele Gitarristen nicht so viel Geduld aufbringen oder überwiegend so leise spielen (müssen), dass der Einspielvorgang extrem lange dauern würde, haben einige Hersteller spezielle Bearbeitungsverfahren entwickelt, um diesen Einschwingprozess zu beschleunigen.

Riskanter Dachbodenfund

So erhalten einige besonders beliebte Modelle eine aufwändige Spezialbehandlung, um bereits ab Werk wie eingespielt zu klingen. (Keine Angst, Risse in der Membran oder Macken im Chassis bleiben aus – vom Aging-Hype ist zumindest die Lautsprecherbranche bislang verschont geblieben!) Zu diesen „Broken-in“-Modellen gehören etwa Mesa/

Boogies OEM-Version des beliebten Celestion „Vintage 30“ oder die ebenfalls recht kostspieligen Made-in-the-UK-Versionen der klassischen Celestion-Modelle. Nun mag sich mancher denken: „Das kann man doch auch günstiger haben; kauft man sich halt einfach eine gebrauchte Box.“ Grundsätzlich richtig gedacht, allerdings birgt der Gebrauchtkauf ein erhöhtes Risiko. Zum einen: Lautsprecher altern und müssen daher unbedingt sachgerecht behandelt und gelagert werden. Stand das vermeintliche Schätzchen jahrelang im tropf-feuchten Keller oder lagerte auf dem Dachboden ohne Dämmung, haben die Lautsprecher höchstwahrscheinlich gelitten.

Außerdem finden sich in den beliebten Online-Gebrauchtbörsen immer wieder Spea-



Das Thema ist komplexer, als es aussieht



Ab Werk spielbereit kostet extra – also genießt lieber die Einspielzeit!

ker, die schon „durchgeblasen“, also defekt sind oder aber lange Zeit so laut und heftig bespielt wurden, dass sie, gewissermaßen windelweich „geprügelt“, nur noch ein lasches, schwammiges Klangbild zustande bringen. Diesen Fall hatte ich auch schon mal – tja, Lehrgeld eben ... Besteht daher vor einem Gebrauchtkauf lieber darauf, die Teile möglichst unter Realbedingungen antesten zu können. Sonst kann es hinterher lange Gesichter geben.

Ausgespielt

Wer hätte geahnt, was man alles einspielen

kann und sollte? Eigentlich beruhigend, dass manche Dinge, Abnutzung hin oder her, tatsächlich durch den Gebrauch immer besser werden. Und gut zu wissen, dass man sich für grundlegend Neues selbst auch erst ein wenig „rekalibrieren“ muss.

Nach dieser bewusstseinsweiternden Erkenntnis steht dem nächsten Kaufrausch also nichts mehr im Weg. Viel Spaß beim Antesten und Einsacken – und genießt das Einspielen! Das kann nicht nur euer Equipment verbessern, sondern auch eure persönliche Beziehung dazu. 



Ein Gebrauchtszenario – durchgespielt!